

Zeitzeugenbericht

Eine Schafkauf-Episode

Von Johan Weiß

Zum Ankauf von Schafen hat er oft lange Reisen in die rumänischen Gebirgsdörfer der Hermannstädter Gegend unternommen. Gerne erinnert er sich an diese Wanderungen und erzählt dazu folgendes:

„Schon im Jahre 1901 hatte ich zusammen mit dem hiesigen Rumänen Noaghiu Ion in Jina Schafe gekauft, Dieser Ort ist ca, 40 km von Hermannstadt entfernt und soll der höchst- gelegene bewohnte Ort aus ganz Siebenbürgen sein. Später war ich dann mit Noaghius Sohn noch 6 Jahre im Schafgeschäft. Mit ihm zusammen kam ich wegen des Schafkaufes bis nach Sugag, und zwar so: Wir fuhren bis nach Hermannstadt mit der Bahn. Von dort bis Saliste. Von Saliste ging es dann zu Fuß über Tilisca und Rod nach Poiana Sugag. Sugag ist ein Gebirgsdorf im wahren Sinne des Wortes. Es liegt im Sebeschtal, der kleine Bach fließt mitten hindurch, Eigentlich besteht das Dorf nur aus einer Kirche, einer Gendarmeriekaserne einem Wirtshaus, einer Greislerei und dem Gemeindehaus sowie 10-15 Holzhäusern die sich wohlhabende Schafbesitzer dorthin gebaut haben, um sich sonntags, wenn sie zur Kirche gehen, über Mittag darin ausruhen zu können, denn sie haben einen meist mehrere Kilometer langen Weg bis zur Kirche. Die anderen Kirchgänger kommen alle familienweise zur Kirche und legen sich ihren Tornister mit dem Essen in das Wirtshaus, Nach dem Gottesdienst kommen dann Jung und Alt dort zusammen und verzehren gemeinsam ihr Mittagmahl. Danach bleiben die Alten noch bei Tisch und gönnen sich ein Glas von dem dort billigen Unterwälder Wein. Die Jugend aber geht in den großen Wirtshaus Hof und huldigt bis gegen Abend dem Tanze. Da sammeln sich etwa 120 Burschen und ebensoviele Mädchen. Um ca. 1 Uhr fängt der Tanz an und dauert ohne die geringste Pause bis ca. 5-6 Uhr abends. Die Musik hierzu besorgen die Burschen mittels einer rumänischen Hirtenflöte („fluer“), und zwar abwechselnd, so daß einer ca. eine Viertelstunde spielt, dann sieht man, wie ein tanzendes Paar sich dem Musikanten nähert. In einem Augenblick springt der tanzende Bursche zum Flötenspieler, nimmt ihm die Flöte aus der Hand und bläst selbst weiter. Der abgelöste Musikant aber nimmt das stehengebliebene Mädchen und setzt den Tanz mit ihm fort. So geht dieser Tanz ununterbrochen weiter, bis es Zeit wird zum Nachhausegehen. Dieser Tanz war für mich ein zwar ungewohnter aber schöner Anblick.

Als ich zum ersten Mal mit Noaghiu um Schafe zog, sollte die Wanderung 14 Tage dauern. Um die Tornister nicht allzusehr mit Essen zu beschweren, sagte ich, wir sollen nicht so viel Brot mitnehmen. Wir hatten ja Geld und sollten uns dort dann Brot kaufen, wenn unseres ausging. In 8 Tagen hatten wir unseren Brotvorrat restlos verzehrt und ich wollte nun Brot kaufen. Aber, o Schreck: die Wirtin sagte mir, daß man da kein Brot bekäme, weil doch alle Leute Palukes äßen. Das war für mich niederschmetternd, denn ich hatte seit meinen Kinderjahren keinen Palukes mehr gegessen, weil sich meine Zunge dagegen sträubte. So fragte ich denn meine Wirtin, ob sie mir denn nicht etwas Brot, wenn auch nur aus Maismehl, backen könne. Bereitwillig machte sie auch gleich einen Teig zurecht, gab ihn auf den Herd, schüttete glühende Kohlen darauf und ließ ihn dort, bis er hart getrocknet war. Dann präsentierte sie mir ihn als frischgebackenes Brot. Ich sah das Ding eine Zeitlang mißtrauisch an, doch mich plagte der Hunger bereits so, daß ich mechanisch danach griff. Zuerst nahm ich mir vorsichtig von der schon verkohlten Kruste. Es schmeckte, d.h. es war eßbar. Gerne hätte ich dazu nun auch Milch getrunken. Meine Frage, ob sie mir gekochte Milch geben könne, bejahte sie und zog bereitwillig gleich einen ... ungewaschenen Kessel unter dem Tisch hervor. Als ich die Gefahr sah, daß sie im Begriff war, die Milch in diesem Kessel zu kochen, so sagte ich ihr: >Nu mai mănc lapte, sa-mi dai un stuc de slanina.< (Ich esse keine Milch mehr, geben Sie mir ein Stück Speck). Daraufhin schob sie die Kasserole wieder unter den Tisch und gab mir ein ca. 20 cm langes ebenso breites Speckstück, das heißt eine Schwarte, denn der Speck darauf war nicht mehr als 1 cm dick. Aber ich aß ihn mit Todesverachtung, allerdings ohne davon ganz satt zu werden. Daher ersuchte ich meine Wirtin, mir vielleicht eine Eierspeise zu machen. Geschäftig wie

sie war, nahm sie flugs die Kasserole unter dem Tisch hervor und wollte die Eier hineinschlagen. Da schrie ich unwillkürlich auf, ich hätte jetzt keinen Appetit auf Eierspeise. Ich wollte meine Wirtin, diese gute Seele, nicht dadurch beleidigen, indem ich ihr gestanden hätte, ich könne aus der Kasserole - weil schmutzig - nicht essen. Ich studierte eine ganze Stunde lang, wie und was da zu machen sei. Da kam ich auf den guten Gedanken, mir Eier kochen zu lassen, obwohl ich noch nie in meinem Leben gekochte Eier gegessen hatte. Wenn sie mir diese Eier auch in der schmutzigen Kasserole kochen sollte, so würde ja wohl, meinte ich, der Schmutz doch nicht durch die Schale dringen. Wie vermutet, zog sie denn auch sofort die verhängnisvolle Kasserole unter dem Tisch hervor, goß Wasser hinein und kochte mir die Eier. Mit abermaliger Todesverachtung machte ich mich an das Essen, und siehe: es schmeckte ganz gut! -

So lebte ich denn von Maisbrot („Malai“) und gekochten Eiern, bis wir nach Saliste kamen, wo es wieder Brot zu kaufen gab und die Mangelperiode zu Ende war.“ i In seinen späteren Jahren hat Großvater übrigens seine Abneigung gegen Palukes abgelegt und seit ich ihn gekannt habe, mußte er jeden Abend seinen Palukes mit Milch und als „zweiten Gang“ Käsepalukes haben. Wenn wir mit ihm zu Tisch saßen, versuchten wir Kinder den ersten, magenfüllenden Gang zu umgehen und tranken die Milch lieber „direkt“ zum Käsepalukes. Das verstieß aber gegen seine Sparsamkeitsgrundsätze. Er sah uns dann nur strafend an und meinte: „Änjä, ir liöwt ze üppig!“ (Ei, ei, ihr lebt zu üppig).

Aus dem Heimatbuch Hamruden, „... was wir lieben ist geblieben....“